

Sams Quelle.

Humoristische Erzählung aus dem Westen von Max Richter.

Mr. Starbottle stand vor der Thür, spuckte ein- oder zweimal noch heftiger aus als sonst und drohte während einer Wölfe nach, die im Abziehen den Horizont verdunkelten. Es waren Heuschrecken und noch trabbelleren unzählige der abschrecklichen Insekten um ihn herum und trocken an den Holzpfählen der Umzäunung und an seinen Beinen empor. Starbottle rührte sich kaum, er sah nicht nach den Regengüssen, die laut singend die Heuschrecken rösteten und verpeiften und er sah nicht auf seine Feder und Wasbüchse, denn er wußte es genau, was für einen Anblick sie boten, sie waren rasselnd gefressen. Der Farmer war nicht der Mann, sich Selbsttäuschungen hinzugeben, er war ruiniert, und die ganze Landschaft so ziemlich mit ihm.

Er drehte sich kurz auf dem Absatz herum, warf noch rasch mit einem Stein nach einem fremden Hunde, der die jungen Truthühner herumjagte und ging dann in den Laden, den sein Nachbar Habakuk Jenkins hielt. Der Inhaber dieses vielseitigen Geschäfts war allein, als Starbottle eintrat, hielt er sich nicht lange mit Anfragen auf, sondern goß ein Glas mit Whiskey voll und stellte es dem Kunden hin. Der Farmer trank und sagte dann fallblütig: „Ich habe keinen Cent mehr, Mann.“

Jenkins nahm die Nachricht gefaßt hin.

„Tut nichts; doch ein zweites Glas gefällig? Gehe doch Meite, besser Ihr bekommt etwas als meine Käufinger.“

Starbottle ließ sich nicht mehr nötigen. Dann wuschte er sich den Schnurrbart und wandte sich zu dem Verkäufer.

„Werde mir dann meinen Gaul aus dem Stall ziehen und nach dem Westen gehen. Reiche, daß es bald billiges Land und eine ganze Menge Landstreicher geben wird.“

Jenkins lachte. „Vertrauen im Vertrauen. Ich werde mitnehmen, was nicht wertlos und rasch ist und auch auf Reisen gehen. Freilich muß ich für den Jungen sorgen. Samuel, Sam, wo steht Du?“

Eine dünne Stimme antwortete. Sie kam aus einem leeren Weisfasse, aus dem jetzt eine zwergartige, verwachsene Gestalt aufstach.

„Da, da bin ich und habe Eure neuen Pläne mit angehört.“

„Kein Geheimnis“, brummte Jenkins.

„Na, aber eine Dummheit“, gab der Junge zur Antwort. „Sieh mal, Papp, Ihr braucht Geld, Starbottle will trinken, Du willst ruhig leben und ich will in Büchern lernen und was Ordentliches werden.“

„Du“, lachte Starbottle.

„Ja, ich, obgleich ich gewachsen bin wie ein Banjo. Das Geld will ich Euch verschaffen, denn ich habe den geschiedlichen Kopf im ganzen Lande. Hört zu!“

Mit einem geschickten Satz sprang er auf den Ladentisch, wintete die beiden Männer nahe heran und begann zu sprechen.

Vierzehn Tage später konnte, wer Laß hatte, sich damit aufhalten, Mr. Starbottle erschrecklich schlafen hören. Es hielt sich aber niemand damit auf, denn schlafen konnte man in der Anstalt nicht hören. Der Farmer stand reisefertig im Hofe neben seinem Gaul, der ebenso ärgerlich schien, wie sein Herr. Er schnupperte wenigstens mißmutig über dem Wasserfäßel, aus dem er getrunken werden sollte und verrieth die entschiedenste Abneigung, seinen Inhalt zu sich zu nehmen. Man konnte es dem Gaul nicht verdenken, denn eine in allen Regenbogenfarben schillernde ölige Schicht lag auf dem Wasser und ein starker Geruch stieg daraus hervor. Kopfstüttelnd beschah sich Starbottle den Befund, hielt den Kübel bald in die Sonne, bald berod er ihn, bis er endlich durch sein eienstümliches Gebahren die Aufmerksamkeit einiger im Sonnenschein umherliegender Bürger erregte, die er durch sein Fluchen nicht erzielte hatte.

Man trat auf ihn zu und stellte ihm die Frage, ob ihn der Abfchiebschmerz verrückt gemacht habe. Statt aller Antwort hielt er ihnen das corpus delicti unter die Nase. Große Bewunderung auf der anderen Seite. „Woher?“

Er wies auf den Brunnen. Sofort schürzten einige hin und setzten den Schwengel in Bewegung. Was herauskam, sah ebenso aus, wie das Zeug im Kübel. Der Sheriff, der unter den Experten war, wandte sich an die Umstehenden.

„Freunde“, ich schätze, daß unser Mitbürger Starbottle eben im Begriff war, die wahnsinnigste Dummheit seines Lebens zu begehen, als er diesen gesegneten Ort verlassen wollte. Denn so wahr ich über zwei Fuß hoch bin, dies ist hier Petroleum.“

In der That das war es. Wie ein Käufer vorbereitete sich die Nachricht im Orte und in der Umgegend. Das „Wöchentliche Erdbeben“ veranfaßte eine Straußgasse und sagte voraus, daß die neue Quelle binnen kurzem eine tägliche Produktion von 6000 Faß aufweisen würde. Zugleich

erhöhte es im Hinblick auf das zukünftige Prosperieren der Stadt den Abonnementspreis und schaffte die Vergünstigung, ihn in Naturalien zahlen zu dürfen, ab. Es dauerte nicht lange und es fanden sich Spetulantien ein. Der Brunnen gab immer noch Petroleum. In der Nähe mußte eine bedeutende Quelle sein. Man schlug Starbottle und Jenkins vor, Bohrungen auf ihrem Terrain voranzustellen zu lassen, aber sie weigerten sich. Jenkins erklärte, er wolle von dem ganzen Verschwindel nichts wissen und Starbottle sagte, er würde bohren lassen, wenn ihm der Brunnen genug Petroleum geliefert hätte. Und er gab noch immer her; schon standen eine Anzahl Häuser gefüllt auf dem Hofe und Jenkins, der eine Menge Petroleum im Keller hatte, konnte seine nicht verkaufen, weil Starbottle billiger war. Natürlich führte das zu Zwistigkeiten und nach einem erregten öffentlichen Aufruf waren die Nachbarn sich spinnefeind.

Das kam den Spetulantien sehr gelegen. Jetzt bearbeiteten sie jeden einzeln und machten ihnen klar, daß, wenn er auf seinem Grund und Boden bohren lasse, er vielleicht die Quelle des Nachbarn erschöpfe. Und sie tamen zum Ziel. Jenkins versprach sein kleines Grundstück dazu herzugeben und war mit nur 3000 Dollars zufrieden. Starbottle freilich stellte andere Bedingungen. Endlich einigte man sich auch hier und für 13,000 Dollars ging die Farm, die nicht den zwanzigsten Theil werth war, in den Besitz der Spetulantien über.

Kalkulire, daß Ihr ein feines Geschäft gemacht habt, als Ihr Starbottle das Ding abkauft“, sagte der Sheriff und die Umstehenden, die auf Kosten des Käufers einen Goddail nach dem anderen tranken, gaben dem Redner Recht. Der Käufer selbst auch, denn gerade an diesem Tage floß der Brunnen besonders reichlich und gab ebensoviele Petroleum wie Wasser.

In dieser Nacht schlief man im Orte tief und fest; denn der Konsum an alkoholischen Flüssigkeiten, zu deren Spendung auch Jenkins und Starbottle bereitwillig beigetragen hatten, war außergewöhnlich stark gewesen. Als gegen Mittag das nächste Tages die Gesellschaft wieder zusammentrat, wurde das bisherige Gesprächsthema von der gegenwärtigen und zukünftigen Delproduktion durch ein neues abgelöst. Die Nachbarn waren nicht mehr da, sie hatten sich in der Nacht ohne weitere Zeremonien entfernt. Das einzige, was sie zurückgelassen hatten, war eine weiße Tafel am Brunnen, auf der von einer ungelesenen Hand die Worte getrielt waren: „Sams Quelle.“

Während es in den benachbarten Gehirnen zu dämmern begann und das „Wöchentliche Erdbeben“ eine abermalige Extraausgabe vorbereitete und vorläufig die Ankündigung machte, daß der Abonnementspreis mit Rücksicht auf die unermittelten breiten Volksschichten — der ganze Ort hatte gegenwärtig 104 Bewohner — herabgesetzt würde, lagen die Entschlohenen in eifrigem Gespräche etwa zwanzig Meilen von dem Schouplage der Regenerheiten entfernt, im Saalraum neben dem Kontor des Dampfmaschinen zusammen.

„Well, was ausgemacht ist, ist ausgemacht“, sagte Starbottle, „wir theilen, kommt auf jeden Mann 8000 Dollars. Immerhin eine nette Summe, mit der man etwas anfangen kann.“

„Stimmt nicht ganz“, antwortete Jenkins, „ich werde doch nicht meine achtzehn Faß Petroleum verlieren, die ich an das Geschäft gegeben habe.“

„Dafür habe ich mein Wasser abgegeben.“

Samuel, der wie ein Affchen auf dem Tisch hockte und eifrig mit dem Taschmesser Späne aus der Blatte geschäftlich hatte, machte dem Streit ein Ende.

„Es täutel schon wieder, rasch auf den Dampf und laßt alles, was es ist. Wahrhaftig, Ihr verdammt noch die Abfahrt und die jetzigen Besitzer von Sams Quelle kommen Euch auf den Hals. Vorwärts Papp, vorwärts Starbottle.“

Die beiden Kapitalisten trollten sich, und Sam sprang hinterdrein. Und während das mächtige Flachboot den breiten Strom hinabfuhr, standen alle Bewohner der neuen Delstadt im Keller von Jenkins und sahen sich die Leitung an, die aus seinen nun leeren Fässern nach Starbottle's Brunnen flüßte.

Gemüthlich. Hotelier: „Ihr Geld können Sie bei mir in Aufbewahrung geben!“

Gast: „Das halte ich nicht für nöthig!“

Hotelier: „Warum nicht, hier lassen müssen Sie es ja doch!“

In der Verlegenheit. Barbiergehilfe: „Ach, entschuldigen Sie, ich bin der neue Barbiergehilfe, sind Sie vielleicht der Herr, den ich hier im ersten Stock rasten ließ?“

Herr: (ärgerlich): „Zum Donnerwetter, nein, Sie sehen doch, daß ich Vollbart trage!“

Barbiergehilfe: „Ach, verzeihen Sie, dann sind Sie wohl der Herr, dem ich die Haare schneiden soll?“

Japanische Geschäftsreklame.

Etwas Ausdrucksvolleres als die japanische Geschäftsreklame kann man sich nicht denken. Die genaue Zeichnung des angepriesenen Gegenstandes oder seine bildliche Darstellung genügt den geschäftstündigen Söhnen des Reiches der aufgehenden Sonne noch lange nicht: sie fügen Kennzeichnungen hinzu, die wahrhaft ergötzlich sind. Eine französische Zeitung bringt einige Auszüge aus den Anzeigen eines in Tokio erscheinenden Blattes; da liest man: „Unsere Waaren werden mit der Geschwindigkeit einer Kanonenkugel versandt.“ — „Unser wunderbareres Papier ist so fest und so hart wie die Haut eines Elefanten.“ — „Unsere Badeke werden mit der zarten Sorgfalt verpackt, die ein Neuweltmähler für seine junge und reizende Gattin hat.“ — „Alles, was wir denken, ist klarer als Bergkristall.“ Die Texte, die wir selber wählen, sind so töllisch und bezaubernd wie der Gesang eines jungen Mädchens von zwanzig Jahren.“ — „Sehen Sie sich unser Lager an; Sie werden bei uns großartig aufgenommen werden, denn unsere Angestellten sind so liebenswürdig wie ein Vater, der eine seiner Töchter ohne Mitgift zu verheirathen sucht. Sie werden immer so empfangen werden, als wenn Sie ein Sonnenstrahl wären, der nach einem trüblichen Regentage kommt.“ — „Vornum kann sich begraben lassen — das hat selbst er nie zu Stande gebracht!“

Wie man Minister wird.

In den ersten Regierungsjahren der Königin Isabella II. von Spanien (1833—1870) gab es Zeiten, in denen die Minister fast so häufig wechselten, wie im April das Wetter. Die junge Königin beschäftigte sich mit anderen Sinnen so viel, daß sie für Staatsangelegenheiten nur wenig Zeit verwenden konnte.

Eines Tages, als wieder einmal ein Ministerium gestürzt war, besuchte der Schriftsteller Caramoras in Madrid einen seiner Freunde, den Minister Roncalis. Dieser bittet den Besucher um Entschuldigung, daß er nicht mit ihm verhandeln könne da er zu Hofe befohlen sei; er stelle ihm aber anheim, wenn er nichts anderes vorhabe, ihn zu begleiten. Hierauf begaben sich beide in den königlichen Palast. Roncalis wird sofort zur Königin berufen, Caramoras wartet im Vorzimmer. Die Sitzung im Kabinett der Königin, bei der es sich wie der Wartende jetzt erst erfährt, um die Bildung eines neuen Ministeriums handelt, zieht sich in die Länge. Zu dem Vorzimmer ist es recht jung, und der Freund des inzwischen in der Sitzung zum Ministerpräsidenten ernannten Roncalis wird nur durch seine Keugier festgehalten.

„Wem sollen wir das Portefeuille der Finanzen geben? Wem das Arbeitsministerium? Wem das Kriegsministerium?“ fragt die Königin. Nach und nach einigt man sich. Nur für das Ministerium der Kolonien kann man keinen geeigneten Mann finden.

Während im Vorzimmer ein starkes Niesen hörbar.

„Wer ist da im Vorzimmer?“ fragt die Königin.

„Herr Caramoras, der bekannte Literat, mein Freund“, entgegnet Roncalis.

„Herr Caramoras? Das trifft sich gut! Das ist gerade der richtige Mann, den können wir brauchen. Er soll Kolonialminister werden!“ ruft die Königin.

Caramoras wird herbeigerufen, nimmt die Wahl an — und das Ministerium ist fertig.

Woher stammt die Bluse?

Die Bluse, dieses so überaus praktische Kleidungsstück, das neuerdings wieder ganz besonders bei den Frauen in die Mode gekommen ist, gibt wahrscheinlich vielen ihrer Trägerinnen als höchst modernen Lehrsung. War sie doch unseren Großmüttern und Urgroßmüttern ganz unbekannt. Es dürfte daher überraschen, zu vernehmen, daß die Bluse sich eines sehr hohen Alters rühmen darf und daß sie ihre eigene, mit wichtigen weltgeschichtlichen Ereignissen verknüpfte Geschichte hat. Sie stammt nämlich, wie neuere Forschung annimmt, aus dem Oriente und ist, wie viele Erzeugnisse des Orients, durch die Kreuzfahrer nach Europa gelangt.

In Unterägypten, nicht weit von der Stelle, wo sich jetzt die Stadt Port Said erhebt, stand früher Pelusium, ein blühender Ort, der als der Schlüssel Ägyptens vom Othen her galt. Es scheint nun, daß Pelusium ehemals war für die Herstellung eines leichten, blauen Stoffes, der hembartig über der Kleidung getragen wurde und den Namen der Stadt führte. Die Kreuzfahrer fanden das „Pelusium“ ebenso bequem wie vorthelhaft und legten es im Lager an, wenn sie sich der schweren Rüstung entledigt hatten. Und als gute Chemiker brachten sie Proben davon in die Heimath zurück. In Frankreich erkannte man zuerst die Nützlichkeit des Gewandes und verlegte sich alsbald auf

seine Nachahmung. Die blaue Bluse nach dem ägyptischen Vorbilde, wurde dann namentlich unter der niederen Bevölkerung sehr beliebt und allmählich sozusagen die Uniform des französischen Bauers, die sie bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Der Name wurde natürlich französisch und in „Blouse“ verwandelt. Aus dieser Bauernbluse aber, die nach und nach auch die übrigen Länder Europas, namentlich Deutschland und England eroberte, hat sich später die Damenbluse bis zu ihrer jetzigen eleganten und gefälligen Form entwicelt.

Ein Kronprinz als Bon.

In den Reisebriefen aus Deutschland, die Friz Hornung in der „Straßburger Post“ schreibt, lesen wir folgende hübsche Stelle: Zwei Tage hinter Taboa lagerten wir bei der Tembe des jungen, aber ziemlich einflussreichen Sultans Maganga. Sehr groß ist im Bezirk Tabora der Einfluß der Sultane und Sultananen nicht mehr. Ihr Macht ist an die deutsche Station Tabora übergegangen, selbst die Gerichtsbarkeit haben sie verloren bis auf das Recht, als Vorinstanz den Schiedsman zu spielen. Aber Maganga genoh bei seinen Leuten trotz seiner Jugend Ansehen. Früher, als noch sein Vater regierte, war er, vielleicht weil ihm, wie so vielen Anderen, die Stellung als Kronprinz nicht gefiel, nach Tabora gezogen und hatte sich dort als — „Bon“ verdingt. Als sein Vater starb, war er gerade im Dienste eines deutschen Stabsarztes. Der Stabsarzt war ein humorvoller Herr und schrieb seinem scheidenden Vorn in's Dienstbuch: „Er hat mir treu und ehrlich gedient, und verläßt meinen Dienst, um den Thron seiner Väter zu besteigen.“ Mit ganz besonderem Stolz zeigte der Sultan Maganga dem Staatssekretär Dernburg dieses Dienstbuch vor, das er sorgfältig wie ein Kleinod hütet und bewahrt.

Der Telegraph der Togoneger.

Einzelne Regentämme haben verschiedene Erfindungen viel früher als die Europäer befallen, wie folgender Bericht eines deutschen Beamten in der neuen Zeitschrift „Kolonie und Heimath in Wort und Bild“ zeigt. „Auf dem Marsch von Ablatu nach Woga im Togolande wurde ich auf sonderbare glöckartige Töne aufmerksam, die aus der Ferne hörbar wurden. Ich fragte meinen Vorn, was das zu bedeuten habe. „Herr“, sagte er, „das ist die Ehu“. Dieses sonderbare Instrument besteht aus zwei schmiedeeisernen Röhren, einer größeren und einer kleineren, die durch einen Handgriff zusammengeschmiedet sind und mit einem Stod geschlagen werden. Je nachdem die Töne in längerer oder kürzerer Pause aufeinander folgen, werden Wörter und Sätze gebildet, und diese von Dorf zu Dorf weitergeleitet. Der Vorn verstand, wie fast jeder Eingeborene dort, die Ehu-Sprache ausgezeichnet. Als die Töne in der Ferne verklungen waren, lachte er und sagte: „Herr, das gilt dir, die Ehu hat gesagt: der weiße Mann kommt. Er hat zweimal zehn Mann bei sich. Er hat keine Soldaten. Er geht nach Woga.“ Gut, dachte ich, daß die Leute friedliebend sind. Zu Kriegszeiten könnte dieses Instrument den Weißen im afrikanischen Busch doch recht gefährlich werden!“

Im Eifer.

Der Hubbauer Sepp hat eine Nordseeuth auf sein Wetterglas. Zweimal hat's ihn zum Kartes geholt. Zweimal hat's quats Wetter prophezeit und beide Male ist's zu regnen angefangen. „Wari nur, du schier's Ding du, faucht er das Glas! an, noch amol und i werd dir zeigen, daß sich der Hubbauer nit nachführen laßt.“ Wiederm zeigt das Barometer gut's Wetter und frühmorgens eilt der Sepp mit seltner Senfe zur Grummelerte. Als er etwa eine halbe Stund' gemäht hat, fangt's schon langsam zu regnen an; so a rechter gemüthlicher Landregen, der meist den ganzen Tag anfaßt. Voll Jörn eilt der Bauer heim, taucht das Wetterglas ein, zwei, drei Mal in's Regenfaß und spricht dabei die aus innerstem Herzen kommenden Begleitworte: „So, du Tropf, du elendiger, eiskalter, merkt eppern jeho was?“

Wie die Japaner zu Bett gehen.

Genau genommen gehen sie gar nicht zu Bett; das Bett kommt zu ihnen. Man braucht, so schreibt eine englische Revue, den Wunsch auszusprechen, zu schlafen oder sich zur Nachtruhe zurückzuziehen, man braucht nur in die Hände zu klatschen und zu rufen „Futon motte toi“ — Bringe die Polster — und die Sache ist erledigt. Das kleine Mädchen, das herbeigeleitet kommt, huscht zum „Futuro dana“, zum Schranke, in dem am Tage das Bett verwahrt wird, im Hand umdrehen sind die Futon, die auf die beiden Seiten gerollt sind, herausgenommen und auf dem schliefen Mattenboden ausgebreitet. Sie werden eines über das andere gelegt, und wenn die Familie besondere Lin-



„Über kümst du dich nicht, statt meiner das Stubenmädchen zu küßfen?“

„Über kümst du dich nicht, statt meiner das Stubenmädchen zu küßfen?“

„Über kümst du dich nicht, statt meiner das Stubenmädchen zu küßfen?“

„Über kümst du dich nicht, statt meiner das Stubenmädchen zu küßfen?“

„Über kümst du dich nicht, statt meiner das Stubenmädchen zu küßfen?“

Wie man Deutsch spricht.

Einem köstlichen Spaß gab es jüngst in einem großen Zahnkeller in den Ber. Staaten. Kam da in die Sprechstunde des viel beschäftigten Arztes eine feine Dame, die des Englischen mit seiner Silbe mächtig war und sich deshalb absolut nicht verständigen konnte. Zum Glück entsann sich der Arzt, daß einer seiner Assistenten mit seinen Kenntnissen der deutschen Sprache geprahlt hatte, und er ließ diesen rufen. Lange stand der Assistent der Patientin sprachlos gegenüber, endlich sagte er sich ein Herz, ließ die Dame durch eine Handbewegung auf dem Operationsstuhl Platz nehmen und rief ihr mit Aufbietung seiner ganzen Energie den kategorischen Imperativ: „Nach dein Maul auf!“ zu. Die Patientin soll sich über diese aufmerksame Behandlung sehr gefreut haben.

Durchsicht.

Gast: „Nein, Frau Wirthin, Sie müssen mir persönlich das Bier treuzen, sonst schmeckt's mir nicht!“

Wirthin: „Ach, gehen Sie, das thun Sie ja nur, damit Sie dem Keller sein Trintgeld zu geben brauchen!“

Ironie.

„Sagen Sie, Meister, ist es sehr schwer ein berühmter Maler zu werden?“

„Ja, meine Gnädige, wenn man ein gute Palette, gute Pinsel und gut Farben hat.“

„Ach, man muß doch aber auch etwas Talent besitzen?“

„Na, ja, schaden kann das ja nicht!“

Vorfällig.

Mutter (als der Sohn zur Universität abgeht): „Daß du mir teiner Verbindung beitriffst! Biber!“

Sohn: „Ja werde mich nicht ausschließen können, Mama!“

Mutter: „Run, dann lasse du dir wenigstens immer Thee geben, wenn sie Bier trinken!“

Der Wasserfeind.

Fremder: „... Was Sie nicht sagen! 22 Millionen hat der Stadt die neue Wasserleitung gekostet!“

Münchener: „Ja, da können Sie sehen, was wir für die Fremden thun!“

Gute Vorsähe.

Sträfling (der foreben entlassen worden ist): „Herr Direktor, es regnet so sehr — borgen Sie mir doch Ihren Schirm!“

Zuchthausdirektor: „Mann, was fällt Ihnen ein!“

„Nu, nu, ich bring' Ihnen den Knider ja bald wieder!“

Im Bureau.

Lehrling: „Herr Prinzipal, wie soll ich den Mahnbrief unterschreiben — mit „Hochachtend“ oder nur mit „Achtungsvoll“?“

Chef: „Diesmal können Sie noch schreiben „Hochachtend“. Segen Sie aber gleich in Klammer dahinter: zum letzten Male!“

Ab geschlo.

„Sind Sie auch Jäger, Herr Autmeier?“

„Nein, um Himmels willen! Das könnte ich nicht, ich bin viel zu weidberzig, um irgend ein lebendes Wesen tödten zu können!“

Gegenseitige Ueberraudung.

Bei einem jungen Ehepaare ist es das erste Mal zu einem ersten Streite gekommen. Während rennt der Gatte aus dem Hause; die junge Frau beschließt in ihrem Zorne, zu ihren Eltern zu reisen, und läßt einen Zettel zurück mit der Notiz: „Ich bin auf einige Tage verreist.“

Von den Eltern überredet, kehrt sie aber schon am nächsten Tage zurück. Der Zettel liegt noch am alten Plage und unter ihre Worte ist von der Hand des Eheherrn vermerkt: „Ich auch.“

Entsprechende Behandlung.

„Unser Freund Gupppe ist mit seinem Leiden zu einem Wunderdoktor, einem Schiefer, gegangen!“

„So ein Schaf! Wie hat der ihn denn behandelt?“

„O, ganz richtig; er hat ihn gründlich geschoren!“

Püchlid.

Sie: „Heute sind wir 23 Jahre verheirathet.“

Er: „Ja, man glaubt nicht...“

Sie: „... wie die Zeit vergeht.“

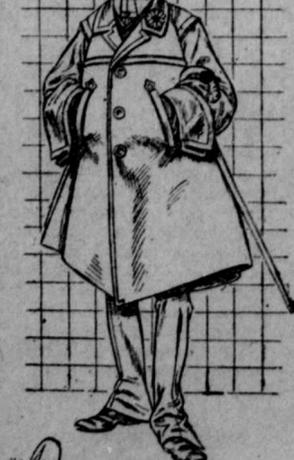
Er (für sich): „... was der Mensch aushalten kann!“

Abgewunken.

Sie: „Drei Jahre traage ich nun diesen Fuchspelz schon! Es wäre höchste Zeit, daß ich...“

Er: „Ach was! Der Fuchs hat ihn sein ganzes Leben lang getragen!“

Ein Reimensch.



„So weit wäre ich nun! Reht noch ein kleines Ehestandälchen, einen zarten Duellschmiff — und meine gesellschaftliche Position ist eine uner-schütterliche!“